

Herr Armbrüster, wie weit ist es von Hanau bis Berlin?

Das Bote-Sommergespräch mit Heinz Armbrüster, Leiter des Schulzentrums Hessen-Homburg

Sie soll ein Ort der Bildung sein, junge Menschen formen und fit machen für die Herausforderungen der Zukunft, und dabei geht es um eine Menge. Um das Versprechen nämlich, dass in diesem Land jeder eine Chance hat, eine, die weder vom Einkommen der Eltern, noch von deren Herkunft abhängt. Die Bedeutung der Schulen in diesem Land ist kaum zu überschätzen, doch bisweilen scheint es, als müssten sie in erster Linie das ausbaden, was in den Familien schief läuft. Eine Art Feuerwehr, die im Dienste des Bildungsauftrags zu retten versucht, was zu retten ist: Schüler zeigen sich respektlos gegenüber Mitschülern wie Lehrern, Mobbing und auch körperliche Gewalt sind längst nicht bloß an Berliner Brennpunktschulen ein Thema, auch wenn gerade die in diesem Zusammenhang immer wieder in die Schlagzeilen geraten. Gerade dort schreiben Lehrer wiederkehrend Brandbriefe, dort sieht man sich von der Herausforderung der Integration überfordert und ebenfalls dort hatten unlängst antisemitische Anfeindungen bundesweit für Bestürzung gesorgt. Die Dauerdebatte rund um Schule und Integration ist eine wichtige, eine, die mich umtreibt – allerdings auch eine, die sich herrlich für rassistische Hetze ausschlagen lässt. Ob nun, wie der frühere Berliner Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky vor ein paar Jahren in einem gleichlautenden Buchtitel nahelegte, Neukölln tatsächlich überall ist, wollte ich von Heinz Armbrüster wissen, dem Leiter des Schulzentrums Hessen-Homburg in Hanau-Lamboy. In der Haupt- und Realschule mit Ganztagsangebot haben mehr als 80 Prozent der Schüler einen Migrationshintergrund. Ein Gespräch über den Umgang mit unterschiedlichen Lebensentwürfen, Kopftücher und Konsequenz.

Im Tretboot mit...

Ein Gespräch im Fluss

Herr Armbrüster, Sie leiten eine sogenannte Brennpunkt-Schule. Sind Mobbing, Rassismus, Respektlosigkeit und Gewalt bei Ihnen Tagesthema?

Ich werde das auch im Bekanntheitskreis oft gefragt und kann eigentlich immer nur antworten, dass bei uns die Welt da ein deutliches Stück weit in Ordnung ist. Obgleich ich natürlich weiß, dass dort, wo Menschen zusammenkommen – hier speziell 620 Schüler mit 55 Lehrern – nicht immer alles eitel Sonnenschein ist. Menschen sind nun mal unterschiedlich.

Ihre Schüler kommen aus vielen verschiedenen Nationen mit ganz unterschiedlichen Weltbildern und Lebensvorstellungen, von denen jede ein Stück weit auch den Anspruch in sich trägt, die „richtige“ zu sein. Welches Konfliktpotential birgt das?

Für sich genommen erst einmal erstaunlich wenig. Nehmen Sie zum Beispiel den Konflikt zwi-



Ausnahmsweise nicht im Tretboot: Angesichts 37 Grad Außentemperatur wählten Heinz Armbrüster und Bote-Redakteurin Nicole Schmidt fürs Gespräch ein schattiges Plätzchen. Foto: re

schen Türken und Kurden: Vor ein oder zwei Jahren habe ich mal in einer neunten Klasse gefragt, wer dort eigentlich Türke oder Kurde ist. Das war mir vorher überhaupt nicht bewusst, das ist bei uns einfach kein Thema und auch kein Konfliktpotential. Das Gleiche gilt für christliche und muslimische Schüler untereinander – was ja, wenn man das global betrachtet, auch nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit ist. Wenn es Konflikte gibt, dann bezieht sich das auf Auseinandersetzungen, die ein Kind in einer speziellen Sache mit einem anderen Kind hat. Die Herkunft spielt da keine Rolle.

Das hört sich ein bisschen nach einer Insel der Glückseligkeit an. Was machen Sie denn anders als Ihre Kollegen an anderen Schulen?

Auch bei uns gibt es Konflikte, auch bei uns kommt es vor, dass einer dem anderen mal ein paar auf die Nase haut, natürlich. Aber wir haben an dieser Schule kein Gewaltproblem. Ich glaube, wir haben davon profitiert, dass wir nicht von heute auf morgen mit einer völlig neuen Situation konfrontiert wurden, die uns überfordert hat – wir sind da langsam reingewachsen. Ich selbst kam 1987 an die Eberhardtschule, und ich weiß noch, dass 1992 in unserer Festschrift stand, dass die Schule einen Migrantenanteil von 20 Prozent habe – und dass zu erwarten sei, dass der in den nächsten Jahren steigen werde. Wenn ich mir meine alten Notenhefte anschau, dann sieht man genau diese Entwicklung an den Namen. Wir als Kollegium hatten aber die Chance, uns den Veränderungen anzupassen.

Dann ist es so, dass ich bei Neueinstellungen darauf achte, dass sich die Geschlechter die Waage halten und dass in den einzelnen Klassen immer Lehrerinnen genauso wie Lehrer unterrichten, auch wenn das nicht immer zu hundert Prozent klappt. Das ist natürlich keine Garantie, aber sorgt für einen Ausgleich, weil Mädchen ebenso wie Jungen ihren Ansprechpartner haben. Und schließlich denke ich, dass ein ganz wichtiger Punkt der sehr große Schulhof ist. Unsere Schüler können sich aus dem Weg gehen. Je beengter die Raumverhältnisse sind, desto wahrscheinlicher ist es doch, dass dem einen nicht passt, was der andere macht.

Auf der Homepage des Schul-

zentrums heißt es, dass die Schüler hier als Menschen mit ihrer Individualität und persönlichen Würde angesehen und zu Selbstverantwortung, Respekt und Toleranz gegenüber anderen befähigt werden sollen. Wie setzt die Schulgemeinde diese schönen Worte im Alltag um?

Ich glaube, dass es im Grunde tatsächlich darauf ankommt, dass von uns Lehrern jedes Kind als Individuum gesehen wird und nicht der Kulturkreis in den Mittelpunkt gerückt wird, aus dem es kommt. Mit den Eigenarten gehen wir um. Wir akzeptieren zum Beispiel, wenn jemand fastet. Aber wenn dieser Jemand zu mir kommt und sagt, dass er deshalb am Sportunterricht nicht teilnehmen kann, dann erinnere ich ihn zum Beispiel an sportliche Großereignisse wie Olympische Spiele oder die Fußball WM, wo es Muslime gibt, die dort trotz Ramadan Höchstleistungen erbringen. Interessanterweise höre ich dann hinterher nichts mehr davon.

Also ist Religion eine reine Privatangelegenheit?

Ja, ganz klar. Wir gehen da auch weiter nicht drauf ein. Es kommt natürlich immer mal vor, dass jemand zusammenklappt, gerade an so heißen Tagen, insbesondere Mädchen. Man muss natürlich immer die Frage stellen, inwieweit das jeder verantworten mag, bei solchen Temperaturen vor allem auf Wasser zu verzichten. Vielleicht wäre es ja auch sinnvoll, während der Fastenzeit ersatzweise auf Handys, Internet, Facebook und Co zu verzichten statt auf Wasser und Brot. Aber dennoch, an der Schule wird weder in irgendeiner Art Stimmung gegen das Fasten gemacht, noch wird von unserer Seite zum Beispiel das Fastenbrechen besonders in den Mittelpunkt gerückt.

Und wie handhaben Sie die viel diskutierte Frage nach dem Kopftuch im Unterricht?

Wir akzeptieren an unserer Schule keine Lehrerinnen, Referendarinnen oder Lehramtspraktikantinnen mit Kopftuch. Dazu gibt es einen Beschluss der Schulkonferenz. Hintergrund ist, dass wir hier auch verbeamtete Kolleginnen muslimischen Glaubens haben, die kein Kopftuch tragen. Wir möchten nicht, dass jemand möglicherweise einer Rechtfertigung ausgesetzt wäre, die nach meinem Dafürhalten die Welt nicht braucht. Deshalb haben wir zur

Wahrung des Schulfriedens diese Vereinbarung getroffen.

An einer Schule mit einem so hohen Anteil von Schülern mit vielfach muslimischem – Migrationshintergrund erscheint das auf den ersten Blick ungewöhnlich ...

Unsere Gesellschaft diskutiert ganz viel darüber, wie das für die Frauen ist, die ein Kopftuch tragen möchten, und darüber, wie wir als Deutsche das sehen. Kein Mensch macht sich Gedanken um die jungen Frauen, die aus dem Ausland hierherkommen oder vielleicht auch hier aufgewachsen sind und ein westliches Leben führen wollen, aber bei ihren eigenen Landsleuten auf Widerstand stoßen. Insofern waren wir uns in der Schulkonferenz in dieser Sache auch ziemlich schnell einig.

Wie ist das denn unter den muslimischen Schülerinnen? Bemerkten Sie da Versuche von Maßregelungen untereinander, wenn jemand kein Kopftuch trägt?

Es sind mir ein paar Fälle zu Ohren gekommen, wo es Bemerkungen in diese Richtung gab, aber das war nichts, wo man hätte einschreiten müssen. Nichtsdestotrotz ist das eine Sache, auf die wir ein Auge haben.

Braucht es denn eine Leitkultur für den Schulhof?

Ja, die braucht es, und ich glaube, die haben wir auch bei uns. Ob man das nun Leitkultur nennen will, sei mal dahingestellt. Bei den vielfältigen Herkunftsländern geht es nun einmal nicht, dass jeder Einzelne, der hierherkommt, seine eigene Leitkultur mitbringt. Sonst könnte der Cowboy aus Texas sagen, er kenne nur das Gesetz des Revolvers an. Vor ein, zwei Jahren kam mal ein muslimischer Vater zu mir und sagte, dass ihm unsere Gesetze egal seien – und er für seine Tochter verantwortlich. Ich habe ihm ganz unmissverständlich klargemacht, dass das so hier nicht funktioniert. Die Menschen sind doch nicht hergekommen, um die Probleme aus ihren Heimatländern hierher zu verlagern, sondern um in Frieden in unserer Kultur zu leben, an unseren wirtschaftlichen Errungenschaften teilzuhaben und sich schließlich selbst in unsere Gesellschaft einzubringen. Die Basis, auf der wir hier leben, sind natürlich unsere Gesetze, ein Stück weit aber eben auch unsere Kultur, insofern sind wir an

dieser Stelle alle gehalten, unsere Werte vorzuleben. Ich sehe da auch die Politik in der Pflicht, das zu unterstützen und letztlich auch durchzusetzen. Es kann nicht jeder, der nach Deutschland kommt, einfach machen, was er denkt und dann sagen: Das ist halt meine Sitte.

Die frühere Lehrerin Ingrid Freimuth beklagt in ihrem Buch „Lehrer über dem Limit. Warum die Integration scheitert“ Respektlosigkeit gerade bei Jungen aus Zuwandererfamilien und vertritt die Ansicht, dass Schüler mehr Grenzen brauchen statt weichgespülter Schmuspädagogik. Stimmen Sie dem zu?

Als ich 1967 auf ein Frankfurter Gymnasium kam, sind dort deutlich häufiger die Fäuste geflogen, als heute hier bei uns. Dort waren wir übrigens nur Deutsche und ausschließlich Jungs. Es ist doch so: Junge Menschen wollen geführt werden, wissen, wo es langgeht, und dazu braucht es Konsequenz, ganz klar. Andererseits brauchen sie aber – gerade im Alter zwischen 10 und 16 – auch das Gefühl, akzeptiert zu werden. Es läuft eben nicht immer alles glatt, sie machen Fehler, sehen das vielleicht auch ein, aber haben sich dann in irgendwas reingeritten. Ich denke, dass wir ein Kollegium haben, das an der passenden Stelle Verständnis aufbringt, aber auch Grenzen setzt, wo es nötig ist. Jeder soll bei uns die Möglichkeit bekommen, sich mit seinen Stärken einzubringen, und auf seinen Schwächen wird nicht rumgeritten.

Und wenn gar nichts hilft? Wie gehen Sie mit Regelverstößen um?

Wenn Sie sich ins Auto setzen, entscheiden Sie selbst, ob Sie wirklich immer 50 fahren – und müssen dann eben die Konsequenzen tragen, wenn Sie zu schnell waren. So ist das auch hier, wenn sich jemand nicht an die Schulordnung hält. Da kann mal das Handy eingekassiert werden, das partout nicht in der Tasche bleiben will. Das dürfen die Eltern dann abholen. Und morgens ist die Tür nach dem Unterrichtsklingeln zu – damit haben wir das Dauerproblem des Zuspätkommens deutlich reduziert.

Inwieweit nehmen Sie denn die Eltern in die Pflicht, wenn sich Kinder nicht an Regeln halten?

Das ist schwieriger geworden, da sind wir als Pädagogen heute weitaus mehr gefragt. Wenn früher ein Kind permanent keine Hausaufgaben gemacht hat, habe ich die Eltern einbestellt und das Problem geschildert. Die wussten dann genau, was ich meine, und ich wusste, das wird

jetzt zumindest eine Zeitlang funktionieren. Heute sind wir da viel mehr auf uns angewiesen. Wir haben zum Beispiel mittlerweile ein Riesensortiment an Hausaufgabenhilfe und Fördermöglichkeiten, um zu vermeiden, dass Kinder im Unterricht nicht mitkommen – was übrigens häufig ein Grund fürs Stören oder Randalieren ist.

Das klingt ein bisschen, als würden Eltern die Verantwortung ein Stück weit von sich weg schieben. Wie gut funktioniert denn die Zusammenarbeit?

Sie funktioniert insoweit, als dass die Eltern in der Regel erscheinen, wenn sie einbestellt werden, und meist auch Betroffenheit zeigen, wenn irgendetwas nicht so funktioniert mit ihrem Kind. Aber sie sind selbst oft ratlos bis überfordert, wissen nicht, wie sie dem begegnen sollen. Das geht dann eher in die Richtung: Sie sind doch der Experte, sprechen Sie doch mal mit meinem Kind.

Was ja wiederum Zeit kostet ...

Die Schulen hatten noch nie so viele Stunden zur Verfügung wie heute. In den 90ern hieß es noch, 85 Prozent des Unterrichts entsprechen einer Vollabdeckung. Da haben sich die Schulleitungen dann Gedanken gemacht, was nun ausfällt. Heute sind wir bei einer 105-Prozent-Versorgung. Über den Sozialindex bekommen wir weitere Stunden, dazu noch die für den Ganztagsbetrieb, darunter auch eine Sozialpädagogen-Stelle.

Andererseits sind ja die Anforderungen durch Integration und Inklusion zweifelsohne mehr geworden. Wie erklären Sie sich, dass sich viele Ihrer Kollegen dennoch überfordert fühlen, sagen, dass es eben nicht reicht?

Ein bisschen kommt es sicher darauf an, wie man die Mittel verteilt: Statt zum Beispiel einen Förderkurs anzubieten, in den die Schüler nur unwillig kommen, besetzen wir die Hauptschulklassen lieber mit zwei Lehrern – das bringt weitaus mehr. Sie glauben gar nicht, wie lange es dauern kann, bis eine ganze Klasse ein Lehrbuch rausgeholt, die entsprechende Seite aufgeschlagen und dann auch noch den Blick auf die zu lösende Aufgabe gerichtet hat. Hier kann der zweite Lehrer beispielsweise sinnvoll unterstützen. Man muss natürlich jede Schule mit ihren ganz individuellen Eigenarten betrachten – was hier funktioniert, kann anderswo völlig wirkungslos bleiben. Wir haben in den 14 Jahren, in denen es diese Schule gibt, immer wieder verändert und angepasst, wenn es irgendwo gehakt hat.

Zur Person: Heinz Armbrüster

Heinz Armbrüster, Jahrgang 1957, leitet seit 2015 das Schulzentrum Hessen-Homburg in Hanau-Lamboy, ist seit 2004 als Pädagoge hier tätig und seit 2007 als Mitglied der Schulleitung. Da-

vor war er von 1987 an Lehrer an der Hanauer Eberhardtschule, bevor diese mit der Schule am Schlossplatz im Schulzentrum Hessen-Homburg aufging. Er lebt in Frankfurt. (nic)